

*Auf der Rückfahrt von einem Interview in Polen besuchte die Autorin zum ersten Mal den Geburtsort ihres Vaters, das Dorf Ruś in Ostpreußen – die Geschichte einer verspäteten Heimatsuche.*

# „Froilain, wejinense ruhich“

Von PETRA RESKI

**W**enn ich anrufe, ruft meine Tante immer: Sepp! Se-hepp! Komm schnell, die Pejitrta ist drran! Dann dauert es einen Moment, bis ich höre, wie ein Stuhl knarrt, und auch mein Onkel Josef in das Telefon ruft: Nu, Pejitrta, wie gejit es dir?

Sofort sehe ich sie vor mir sitzen, in diesem Flur in Polen, an dem Tisch unter den Regeweihen, den Gestecken aus Trockenblumen und dem unter Glas gerahmten Foto des berühmten Veters, des Rennstallbesitzers Erich Zakowski. Ich sehe Josefs weißes Haar im Halbdunkel leuchten und Monikas Hände über die Küchenschürze streichen. An ihren Fingern klebt noch etwas Kuchenteig. Ferngespräche sind für meine polnischen Verwandten immer noch eine Kostbarkeit, deshalb nehmen sie sich dafür Zeit und sind glücklich, dass der Telefonapparat, den ihre Kinder aus Deutschland geschickt haben, einen Lautsprecher hat. Der ihnen erlaubt, sich während des Telefonats gegenseitig

ins Wort zu fallen. Meine Tante berichtet, dass sie seit kurzem Rheuma in den Händen hat, mein Onkel hat einen Herzschrittmacher gekriegt, und ihr Nachbar, der Bauer Jurawski, ist gestorben, derr mit den Pfferrden, wejst, Pejitrta.

Sie müssen nur meinen Vornamen aussprechen, und ich fühle mich wieder in meine Kindheit versetzt. Wo man das R rollte, nicht über, sondern ieber sagte, nicht weißt du, sondern wejst, wo man Ostpreußisch sprach, jene zärtliche und ruppige Sprache, die ich auf dem Grund meines Herzens vergraben hatte, bis ich sie hier wiederfand, in jenen Dörfern unweit von Olsztyn, einst Allenstein, wo mein Onkel Josef bis heute lebt und wo mein Vater aufgewachsen ist.

Bis vor ein paar Jahren wussten Josef Reski und ich nicht, dass wir miteinander verwandt sind. Als ich mich auf die Suche nach dem machte, was meine Familie Heimat nannte, waren schon alle tot, die mir hätten Auskunft geben können. Niemand wusste, dass im fernen Ostpreußen noch ein Reski lebte, ein Vetter meines Vaters, der nicht wie meine

Familie 1945 geflohen war. Zusammengeführt hat uns ein Leser meines Buches. Er verbringt seit Jahren seine Ferien bei Josef Reski und hatte ihm meine ostpreußische Familiengeschichte zum Geschenk gemacht: „Ein Land so weit“. Noch heute kann Josef nicht fassen, dass er darin seinen Vater fand: Und ich guck hierr so in das Buch, und dann sag ich: Mensch! Da ist doch mejin Vatterrr drrauf! Ich hol mal das Verrgreeßerungsglas! Er zeigte auf einen Mann mit Hitler-Bärtchen. Josef Reski senior verschwand im Volkssturm, seine Leiche wurde nie gefunden.

In diesem Sommer war ich zum ersten Mal nicht bei ihnen zu Besuch. Habe nicht mit Monika und Josef in ihrem Garten unter den Apfelbäumen gesessen – neben dem Gemüsegarten, in dem ein deutscher Soldat begraben war. Ich habe keine Buttercremetorte mit ihnen gegessen, habe Jurawskis Pferde nicht gefüttert und bin nicht auf den Friedhof nach Groß Bertung (Bartąg) gefahren, zum Grab meines Urgroßvaters Anton Reski, das meine Tante Monika in ihrer



## Petra Reski

Die Journalistin und Schriftstellerin ist die Tochter eines Ostpreußen und einer Schlesierin und wuchs im Ruhrgebiet auf. 2000 erschien ihr Buch „Ein Land so weit“, eine Familiengeschichte, in der sie Ostpreußen schließlich auch für sich als Heimat entdeckt. Seit 1991 lebt Reski, 52, in Venedig, wo sie sich mit mehreren Büchern als kritische Kennerin der Mafia profiliert hat.



Onkel Josef Reski mit seiner Frau Monika



Bauernhof des Urgroßvaters von Petra Reski in Jomendorf bei Allenstein um 1936, vorn ihre Großmutter Anna mit Vater Heinrich an der Hand

üblichen tatkräftigen Art von hüfthohen Brennesselbüschen, Vogelmiere und Schlingpflanzen befreit und mit Immergrün und Tagetes bepflanzt hat. An Allerheiligen hat sie ihren Sohn Andreas zum Friedhof geschickt, wo er das Grab mit Tannenzweigen bedecken und einen Blumentopf hinstellen sollte.

Und nach ejiner Stunde kommt der Andres zurrück und sagt, das Grrabb ist nicht mehr da! Hat er nichts mehr finden kennen, kejin Grrabb, kejine Tafel, nichts! Die haben das alles liquidiert, die Grräberr und die Tafeln, alles!, ruft mein Onkel ins Telefon, noch ganz außer sich. Als Andreas den Pfarrer darauf aufmerksam gemacht habe, dass dieses Grab doch gepflegt gewesen sei, anders als die anderen deutschen Gräber, um die sich schon lange niemand mehr gekümmert habe, sei der Pfarrer ganz betreten gewesen und habe Andreas gebeten, seiner Mutter bloß nichts davon zu erzählen.

Die machen das jetzt ieberrall, ruft Josef. Die machen die alten Grräberr weg, die dejitschen! Ist zu viel Zejit vergangen!

In Deutschland wird ein Grab manchmal schon nach 20 Jahren beseitigt, stelle ich fest. Mein Urgroßvater starb im Jahr 1928, nach 82 Jahren kann man den

Polen nicht verdenken, dass sie Platz für neue Gräber schaffen. Eigentlich. Und dennoch finde auch ich es schade. Kein „Hier ruht in Gott mein lieber Mann, unser guter Vater, Schwieger- u. Großvater Anton Reski“ mehr. Der letzte Reski, der noch in Ostpreußen begraben wurde. Es war dieser in der Mitte durchgebrochene Grabstein, der mir bedeutete: Ich bin mit Polen verwandt.

**A**nfang der neunziger Jahre, auf der Rückfahrt nach einem Interview mit Lech Walesa, beschloss ich, in das Dorf zu fahren, in dem mein Vater aufgewachsen ist. Und aus dem meine Familie 1945 geflüchtet ist. Ich versprach mir nicht viel von dem Besuch. Ein paar heruntergekommene Häuser und kläffende Hunde vielleicht. Aber ich wollte mir nicht vorwerfen, es nicht versucht zu haben.

Damals lebte ich schon seit langem in Italien, und dort fand man es eigentümlich, dass ich nie das Bedürfnis verspürte hatte, das Dorf zu sehen, in dem die Familie meines Vaters viele Generationen lang gelebt hatte: Ruś, auf Deutsch Reußen, ein winziges Dorf unweit von Olsztyn, dem einstigen Allen-

stein und der heutigen Hauptstadt des Verwaltungsbezirks Ermland-Masuren. Wenn ich Italienern gestand, nie dort gewesen zu sein, wo ihrer Meinung nach doch meine Wurzeln zu finden seien, war das für sie so befremdlich, als hätte ich ihnen offenbart, einen nahen Verwandten in einem anonymen Grab verscharrt zu haben. La tua terra, fragten sie, deine Erde, du hast sie nie gesehen?

Aber wie sollte ich den Italienern auch erklären, dass es in Deutschland so eine Sache war, mit den Wurzeln und der Erde und der Heimat. Alles Dinge, mit denen ich in meinem Leben nicht geschlagen sein wollte. Jedenfalls hatte ich mir das als Kind fest vorgenommen, als ich am Wohnzimmertisch saß und mit meinen Cousins Eierlikörflip trank, während meine ostpreußische Familie wie üblich am Ende jeder Familienfeier „Land der dunklen Wälder und kristall’nen Seen“ sang. Und danach in Tränen ausbrach. Einschließlich der Angeheirateten, die Ostpreußen gar nicht kannten.

Und ich wäre wohl auch schnell weitergefahren, wenn ich an jenem Frühlingstag dort auf der staubigen Dorfstraße nicht diese alte Frau getroffen hätte, die sich noch an meine Familie



erinnerte. Sie sprach den Vornamen meines Großvaters so liebevoll aus, als hätte er erst gestern das Dorf verlassen. Allo, sagte sie, nicht Aloysius. Nu, derr Allo, wie gejit es ihm? Und ich, die nichts mit diesem Dorf und dieser Erde und dieser Heimat zu tun haben wollte, stand da und fing an zu heulen. Und die alte Frau nahm meine Hand und sagte: Wejinense, Froilain, wejinense ruhich. Das war Frau Bsdurek.

**S**ie wohnte mit ihrem Sohn Reinhard, genannt Rejini, in einem kleinen, flachgedrückten Haus neben dem einstigen „Gasthaus zur Ostpreußischen Schweiz“, an den noch eine halbzerbrochene Tafel in deutscher Sprache erinnerte. Dort lebte Frau Steppuhn mit ihrem Mann, und gegenüber, auf der anderen Seite des Flusses, wohnte Frau Szepanski mit ihrem Mann, einem Russen, wie sie hier sagten, obwohl er Litauer war. Aber für die alten Ostpreußinnen hier war alles russisch, was östlich lag.

Ich bin als Einzige aus der Familie meines Vaters zurückgekehrt. Was vorbeji ist, ist vorbeji, pflegte meine Großmutter zu sagen. Sie wollte nie zurück, weil sie bei der Flucht ihre Eltern zurücklassen musste – die zehn Jahre nach dem Krieg starben, ohne ihre Töchter wiedergesehen zu haben. Jeden Som-

mer war ich hier und saß mit Frau Bsdurek und Frau Szepanski und Frau Steppuhn auf der Bank vor dem „Gasthaus zur Ostpreußischen Schweiz“ und trank mit ihnen Kaffee, polnischen Kaffee, wie sie entschuldigend sagten, mit Kaffeesatz, der manchmal etwas zwischen den Zähnen knirschte. Und während ich darauf wartete, dass sich der Kaffeesatz auf dem Grund der Tasse absetzen würde, dachte ich darüber nach, wie es dazu gekommen war, dass ich nichts zu tun haben wollte mit dem, was hinter meiner Familie lag. Der Heimat meines Vaters. Und meiner Mutter – die mit ihrer Familie aus Schlesien geflüchtet ist und die Schlesien bis heute als „zu Hause“ bezeichnet, obwohl sie stets behauptet: Heimat ist für mich da, wo ich bin! Womit sie zielsicher ihre Schwester Ruth gegen sich aufbringt, die zur Glaubenschule der orthodoxen Heimatverehrer gehört.

Als Willy Brandt in Warschau auf die Knie fiel, war ich zwölf Jahre alt. Den Verzicht auf die Ostgebiete empfand ich als große Erleichterung. Ich hoffte, dass endlich etwas Ordnung in das Weltgeschehen gebracht würde. Denn was war von einem Land zu halten, von dem mein Diercke-Atlas behauptete, es stehe „zur Zeit unter polnischer Verwaltung“? Als meine Tante Ruth in den siebziger Jahren zum ersten Mal wieder „nach

Hause“ fuhr, 17 Stunden Busfahrt vom Ruhrgebiet nach Schlesien, und schließlich mit roten Backen von ihrem Besuch in Breslau berichtete, korrigierte ich sie kühl: Es heißt jetzt aber Wroclaw. Von wegen, immer schon deutsch. Ich war der neue Mensch. Ich stand auf der Seite der Sieger.

Umso erstaunter war ich, Jahrzehnte später in Allenstein junge polnische Historiker zu treffen, die sagten: Von wegen, immer schon polnisch! Und die 1990 die Kulturgemeinschaft Borussia gegründet hatten – um ihre Geschichte von dem Gestrüpp der kommunistischen Geschichtsschreibung zu befreien und endlich auch über die Vertreibung der Ukrainer nach Ostpreußen sprechen zu können, über die Deportation der Litauer, über die Vertreibung der Deutschen und



Grab des Urgroßvaters Anton Reski



Petra Reskis Vater mit seinen Schwestern Helene und Rosemarie um 1940

über die Vernichtung der Juden, deren Friedhof und Leichenhalle sie in Allenstein vor dem Vergessen bewahrten – genau wie die alten ostpreußischen Schlösser und die Kriegsgräber der Soldaten aus den beiden Weltkriegen.

Aber schon während jener Sommer, als ich neben Frau Bsdurek, Frau Stepuhn und Frau Szepanski auf der Bank saß, bemerkte ich, dass die Geschichte nicht nur voran-, sondern auch zurückschreiten kann. Das war zu jener Zeit, als man in Deutschland beschloss, ein Zentrum gegen Vertreibungen aufzubauen. Von diesem Moment an waren die Vertriebenen wieder jener Spielball in der ideologischen Schlacht, der sie über Jahrzehnte gewesen waren, vereinnahmt von den Rechten, verteufelt von den Linken. In einer Schlacht, in der jedes Bekenntnis eines Politikers wie ein Sieg gefeiert wurde: „Rau gegen deutsches Vertriebenen-Zentrum“, „Schröder gegen Vertreibungs-Zentrum“. Politiker, die alle nicht merkten, dass ihr Feind schon lange auf Krücken geht. Dass der Feind Männer mit milchigblauen Augen und Gehwagen waren und zitternde alte Damen in weißen Spitzenblusen.

Verwundert bemerkte ich, wie sich eine kuriose Allianz aus deutschen Linken und polnischen Nationalisten ergeben hatte – in einer Zeit, in der die

Kaczyński-Brüder Polen zurückdrängen wollten in eine Welt, in der man Homosexuelle unterdrücken, die Todesstrafe fordern, Abtreibung verbieten und die Deutschen unter allgemeinen Revisionsverdacht stellen kann. Zur gleichen Zeit fuhr ich nach Breslau, um über ein deutsch-polnisches Theaterstück zu berichten, das von dem jungen polnischen Regisseur Jan Klata inszeniert wurde. Er sah aus wie ein Kreuzberger Punk, dem man zugetraut hätte, mit einer Bierflasche und einem alten Schäferhund durchs Leben zu ziehen – nicht aber, sich mit großer Menschlichkeit dem Thema Flucht und Vertreibung zu widmen. Nationalistische Klischees belächelte er. Besonders in Breslau entbehre die Idee von der genannten Zurückeroberung der polnischen Muttererde nicht einer gewissen Komik, sagte er: Was heißt hier „wieder polonisiert“? Nach 700 Jahren? Jede Geschichte von Flucht und Vertreibung sei es wert, gehört zu werden, sagte er, eine Geschichte von einem Menschheitstrauma, das sich täglich wiederholt, in Darfur, im Kosovo, in Bosnien.

Heute kann ich in dem ostpreußischen Heimatdorf meines Vaters nur noch die Gräber von Frau Bsdurek und Frau Szepanski besuchen. Ein Herz aus schwarzem Marmor schmückt Frau Bsdureks Grab, Jadwiga steht darauf, ob-

wohl sie sich immer nur Hedwig nannte. Ihre Nachbarin, Frau Szepanski, lebte noch bis vor zwei Sommern. Da zeigte sie mir die Fotos von ihrem toten Ehemann, dem falschen Russen, der zu Hause aufgebahrt worden war, in seinen Nasenlöchern steckten zusammengerollte Tempotaschentücher.

Nach und nach sterben die alten Ostpreußen aus. Reußen hat sich aus einem armen Waldarbeiterdorf in einen idyllischen Vorort von Allenstein verwandelt, wo sich Zahnärzte schöne Flussgrundstücke kaufen und Häuser mit riesigen Terrassen bauen. Manchmal fahre ich mit meinem Onkel Josef hier vorbei, meinem wiedergefundenen Onkel. Wenn wir an dem Bauernhof meines Urgroßvaters Anton Reski vorbeikommen, denken wir daran, dass wir vor ein paar Jahren noch mit Wazek, einem aus Litauen vertriebenen Polen und heutigen Besitzer, im Garten saßen, Erdbeeren aßen und Wodka tranken. Seitdem Wazek seiner Tochter den Hof überschrieben hat, dürfen wir nicht mehr kommen. Die glaubt, wir wollen den Hof wiederhaben, sagt Josef und schüttelt den Kopf.

**U**nd wo wir schon beim Thema Gräber wären: Das Grab des deutschen Soldaten, das sich seit Kriegsende in Josefs Garten befunden hat, sei jetzt auch beseitigt worden, ruft Josef in das Telefon. Warren ja bloß noch die Knochens, sagt er, die haben das ja ganz schön zusammengestellt, die Knochens und den Schädel extra, denn der warr ja enthauptet worden.

Und dann habe man ihn in Nikolaiken (Mikolajki) auf dem Soldatenfriedhof beigesetzt. Josef war bei der Beisetzung dabei, wie auch die Tante des Soldaten, die aus Deutschland angereist war und sich bei Josef dafür bedankte, dass er 65 Jahre lang das Grab ihres Neffen gepflegt hat, inmitten seines Gemüsegartens. Das er im Winter mit Tannenzweigen schmückte und zu Allerseelen mit einem Grablicht, obwohl die Nachbarn immer sagten: Mensch, Josef, mach doch das Grab weg, nach all den Jahren! Aber Josef hatte immer nur gesagt: Neji. Warr doch auch ejin Mensch.

Dann erzählt meine Tante noch davon, dass sie schon Weihnachtsplätzchen gebacken habe, zur Probe, Hefepätzchen und Spritzgebäck, und Josef fragt: Nu, wann kommst wieder, Pejitra? Und ich sage: Bald. Im Sommer.